

Leo Karrer

Ist die Stunde der Laientheologen vorbei?

Leitungspersönlichkeiten in priesterlosen Gemeinden

I. Mut zur Realität: eine Anfrage an die Kirche

In der Einladung zu dieser Themenstellung¹ heißt es unverblümt: „Viele Diözesen leiden am Priestermangel und die Gemeinden am Mangel an Pfarrern. Strukturell sind die Lösungswege eng und begrenzt. So erhebt sich die Frage: Leitungspersönlichkeiten in priesterlosen Pfarren?“

Es ist erfreut zur Kenntnis zu nehmen, dass das Problem klar benannt wird. Es rührt an viele „heiße Eisen“, die z.T. mit einer Patina von traditioneller Ehrwürdigkeit belegt sind und deshalb für einen ungeniert offenen Diskurs Tabuschränken darstellen können. Das Thema betrifft das Amtsverständnis, die Sakramentenpastoral, die Partizipation und die zentralistische Übersteuerung, den Zölibat und den Ausschluss der Frauen von der Weihe und letztlich unser Kirchenbild. Das sind im doppelten Sinn reizende Themen. Und all dies ist – oft inkognito – mit unserem Menschen- und Gottesbild fein verwoben. So ist sensibel und rücksichtsvoll mit dem umzugehen, was den Menschen gefühlsmäßig gleichsam heilig ist. Allerdings: man darf Gefühlen auch nicht auf den Leim gehen. Dahinter können auch Vorurteile und verschwiegene Interessen lauern sowie bornierte Rechthaberei und Ängste ihr Unwesen treiben. In solchen Umbruch-

zeiten stellt sich somit die Frage nach Mut und Vertrauen.

Mut zur Realität ist so etwas wie ein erster Glaubensschritt, sich nämlich im Vertrauen auf den Weg und die Botschaft Jesu der Wirklichkeit zu stellen, ohne sich in ihr zu verlieren noch an ihr zu zerbrechen. Wie soll man sich dem Geheimnis Gottes öffnen, wenn man schon mit den unmittelbaren Realitäten des Lebens und in der Kirche mutwillig und angstvoll umgeht oder wenn taktische Absichten von erpresserischen Rücksichten diktiert sind? Wenn wir hören wollen, was der Geist den Gemeinden sagt (Offb 2,7), dann müssen wir uns auf die Herausforderungen der Situation einlassen, auch wenn es emotional Mühe bereiten mag und Patentlösungen nicht zur Verfügung stehen. Statt die Probleme umsichtig einer Lösung zuzuführen, werden sie selbst verurteilt. Was zeigt sich nun bezüglich unseres Themas, was ist pastoral notwendig und theologisch möglich?

Die beiden Themen, nämlich ob die Stunde der Laientheologen vorbei sei und wie man sich Leitungspersönlichkeiten in priesterlosen Gemeinden vorstellen solle, sind unterschiedliche Fragestellungen. Es scheint auch das Problem in der jüngst erschienenen empirischen Untersuchung „Ortsuche“² zu sein, dass das Phänomen „Laientheologe/-theologin“ auf die Frage reduziert wird, ob die Pastoralreferenten und

¹ Vortrag anlässlich des Symposiums 200 Jahre Priesterseminar Linz am 25. Oktober 2006.

² P.M. Zulehner/K. Renner, Ortsuche. Umfrage unter Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten im deutschsprachigen Raum, Ostfildern 2006; vgl. L. Karrer, Ortsuche der PastoralreferentInnen, in: *Diakonia* 38 (3/2007).

-referentinnen geweiht werden wollen oder nicht. Die Deutung und Bedeutung des neuzeitlichen Phänomens der katechetischen, religionspädagogischen, theologischen und pastoralen Kompetenzen von Frauen und Männern sind viel umfassender als das bedrängende Thema der sog. Laientheologen und Theologinnen in pastoralen Berufen oder gar in der Gemeindeleitung. Letzteres ist ein exemplarisches Segment eines viel umfassenderen Fragenkomplexes. Beide jedoch sind an der Wurzel Fragen an die Kirche. Lässt die Kirche sich nur unter dem pragmatischen Druck der Stunde auf dieses Potenzial ein? Sind sie Lückenbüßer, die man wie eine charismatische Naturkatastrophe überwinden muss und die man zu gegebener Zeit wieder aus dem System herauschwitzt? Oder erkennt die Kirche in diesem Vorgang eine geistige und spirituelle Herausforderung an sich selbst, die sie als Chance für ihre Sendung in einer modernen Welt annimmt? Es gibt Selbstbehinderungen und unnötigen Ballast in der Kirche, die sie mit den neuen theologischen Potenzialen und mit wachen Priestern und Bischöfen überwinden könnte, denn unsere Zeit hat für manche Traditionen und Tabus schon längst das Verfallsdatum verhängt. Von daher ist zu formulieren: die Stunde der sog. Laientheologen/-innen beginnt erst, weil der Kirche in der gegenwärtigen Stunde aufgetragen ist, ihren Weg zwischen Kontinuität und Wandel realitätsbezogen und botschaftsorientiert zu wagen sowie diesen Weg geistesgewärtig und geistesgegenwärtig zu gehen.

II. „Ist die Stunde der Laientheologen vorbei?“

Das neuzeitliche Phänomen der sog. Laientheologen ist seit den 1920er Jahren in

Münster von Theologinnen geprägt worden, denn damals begannen einige wenige Frauen mit dem Studium der Theologie, das bis dahin nur für Priesteramtskandidaten möglich gewesen war. Sie sind die Pionierinnen des Studiums der katholischen Theologie durch „Laien“.

1. Zur Realität des Phänomens

Um es vorerst rein statistisch zu sagen: in Deutschland waren es Ende 2004 über 1000 Diakone, über 3000 Pastoralreferent/inn/en und zirka 4500 Gemeindeferent/inn/en, die den seelsorglichen Dienst und kirchliche Aufgaben mit den Priestern und Ordensleuten wahrgenommen haben. Die weit größere Anzahl von Frauen und Männern, die auf verschiedenen Schulstufen Religionsunterricht erteilen, ist nicht auszumachen. Die Vergleichszahlen in Österreich und in der Schweiz sind natürlich niedriger, aber im Vergleich sehr beachtlich.

Nachdem die Laientheologen und Theologinnen nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend im schulischen Religionsunterricht eingesetzt worden waren, entwickelten sie sich seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts auch als personelles Reservoir für pastorale Berufe und kirchliche Dienste. Es ist zu beachten, dass dies nur eines der wachsenden Potenziale der Kirche ist. Zu erinnern ist an die Katechet/inn/en, an die Jugendseelsorger/innen und Sozialarbeiter/innen ..., und weltweit an die Animadores in Südamerika, an die Bakambi in Afrika, an die Katechist/inn/en in den Missionsgebieten usw. Wird diese enorme Personalarücklage zu einer qualitativen Chance für die Sendung der Kirche und gegebenenfalls unter welchen Bedingungen?

2. Das Phänomen als Quelle für Inspiration?

Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, dass das Potenzial der Laientheologen und Theologinnen allzu leicht als personelle Notlösung in einer priesterarmen Zeit, als Reaktion auf Mangel und damit unter dem funktionalen Aspekt der pragmatischen Nützlichkeit betrachtet wird. Ist nicht vielmehr zu fragen: Welche mittel- und langfristigen Wirkungen für den praktischen Christen-Mut in unserer Gesellschaft könnten daraus erwachsen, wenn immer mehr Frauen und Männer mit theologischer, pastoraler und religionspädagogischer Qualifikation die charismatische Phantasie der Laien stärken und sich in den Dienst des Volkes Gottes stellen, damit dieses selbstbewusst glaubwürdiges Christsein in Kirche und Welt vollzieht? Eine solche vielfältige Sachverständigkeit ändert und wandelt nachhaltig die Religionspädagogik, die Theologie bzw. das reflektierte Selbstbewusstsein der Kirche, die Ökumene, die Verbände und die Vielfalt der pastoralen Dienste, ein neues Miteinander von Frauen und Männern in der Kirche sowie die Kommunikationskultur und Kooperationsstruktur der Kirche. Zu erwähnen sind auch das Gespräch zwischen der Theologie und der Welt der Wissenschaft, die Ethik sowie die Ehe- und Familienpastoral, die Sakramentenpraxis, die „Welterfahrung“ und Realitätsnähe der Kirche, das Verhältnis zur Welt der Kultur und der Kunst, der Politik, der Medien, des Geldes, zur Wirtschaft usw. Es ist doch zu fragen, was es bedeuten mag und durchgreifend bringen wird, wenn im Unterschied zum früheren geschlossenen und vom Klerus

garantierten Kirchenbild immer mehr Frauen und Männer mit verschiedenen theologischen Abschlüssen und Zusatzqualifikationen in anderen Bereichen wie z.B. in den Humanwissenschaften, wenn Verheiratete sowie freiwillige und unfreiwillige Singles mit z.T. sehr unterschiedlichen Lebensformen, Lebensstilen, Spiritualitäten und biografischen Modellen, mit widersprüchlichen gesellschaftlichen und politischen Vorstellungen sowie mit voneinander abweichenden Verhaltensweisen der Nähe oder Distanz zur Kirche das theologische Selbstverständnis, die corporate identity der Kirche und die kirchliche öffentliche Meinung reflektieren und gestalten, artikulieren und re-präsentieren?

3. Schubkraft für innerkirchliche Pluralität in einer pluralistischen Gesellschaft?

Es zeichnet sich ab, dass in einer pluralistischen Welt und in einer medial und ökonomisch organisierten Umwelt Kirche kein zentralistisch eindimensionales und patriarchales System aufrechterhalten kann, wenn sie in unserem zivilgesellschaftlich formierten Kontext wirksam und zeugnishaft präsent sein will. Die Alternativen wären die Fixierung auf die Vergangenheit oder der Rückzug in die Sozialform der Sekten. Das widerspräche der missionarischen Sendung der Kirche, deren Koordinaten die Einheit von Gottes- und Menschenliebe sind. Damit die Kirche in unserem multikulturellen und pluralistischen Lebenskontext mit seinen Milieus anschlussfähig wird,³ muss sie gleichsam auch intern pluralitätsfähig und in unserem gesellschaftlichen Kontext pluralitätskompatibel

³ Siehe K. Vellguth, Sag mir, wo die Christen sind. Studien zum Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“, in: Anzeiger für die Seelsorge 10/2006, 29–41.

werden. Das größte Problem liegt darin, dass eine zentralistische Übersteuerung mit Mono-Strukturen von „oben“ nach „unten“ einen ungeheuren Realitätsverlust erleidet. Dieser zeigt sich teilweise in salbungsvollen Sprachformeln oder in einem infantilisierenden Hof-Ritual bis hin zum Ränkespiel, das den Denunzianten mehr Gehör bietet als den Denunzierten Schutz. Statt dessen ist aller Anlass gegeben, die in der Kirche vorhandenen Kräfte, Dynamiken, Schubimpulse, Intelligenzen und spirituellen Ressourcen und so viel guten Willen zu fördern, zu ermutigen sowie im notwendigen und guten Sinn miteinander zu vernetzen und partizipativ in Synergie zu wandeln. Der Sinn der Kirchenleitung liegt u.a. doch darin, dieser chaotischen Fülle fruchtbar zu Diensten zu stehen.

Das macht ja gerade die Stärke der katholischen Kirche aus: ihre sogar territoriale Vernetzung über weite Teile der Welt mit dem ganzen spirituellen Fundus einer zweitausendjährigen Geschichte. Wo gibt es etwas Vergleichbares? Aber damit das Netz nicht zerreißt, bedarf es einer synodalen Elastizität, welche die Vielfalt mit der Einheit im Glauben und Beten verbindet. Diese weltweite katholische Dynamik darf nicht durch zentralistische Rigorosität brüchig werden. Könnte die Kirche nicht mit mehr Abenteuerlust und mit den Impulsen aus dem Evangelium bemüht sein, die vom Glauben her unnötigen Differenzen zur heutigen Zeit gerade dort zu überwinden, wo Menschenrechte letztlich auf eine christliche Wurzel zurückgehen wie z.B. Geschlechtergerechtigkeit, subsidiäre und partizipatorische Entscheidungsfindung, transparente Konfliktregelung usw.? Jüngste Umfragen in Deutschland⁴ belegen zwar ein besseres Image der katholischen

Kirche. Aber weit mehr Leute als vor nur wenigen Jahren sind der Meinung, „die Institution Kirche sei dringend verbesserungsbedürftig“. Die neue Sensibilität für mystische und erlebnishafte Religiosität entlastet somit die konservativen Buchhalter des Systems nicht.

Die Vision einer dynamischen Pluralisierung innerhalb der Kirche ist natürlich im Bewusstsein der meisten engagierten Mitglieder der Kirche schon längst Tatsache. Sonst wäre auch kaum davon zu träumen. Das II. Vatikanische Konzil zeitigt diesbezüglich seine Früchte, aber auch seine Spätzünder. Nicht nur die Bilder und das Verständnis von Kirche haben sich dynamisiert und pluralisiert, sondern auch die pastorale Praxis, die ehrenamtliche Mitarbeit so vieler, die Profile der Seelsorger/-innen sowie der Priester, die Gemeindemodelle und die Pastoralkonzepte, die Theologie usw. Das *Bewusstsein* bzw. die Kirchenbilder der Kirchenmitglieder und ihr *Handeln* sowie der *Personalbestand* der Kirche und ihre pastoralen *Sozialformen* zeigen inzwischen eine üppige Mannigfaltigkeit, wie dies früher undenkbar gewesen wäre. Allerdings: Nicht differenziert hat sich das institutionelle Gewand der sichtbaren Kirche. Das kanonische Gewand ist für das inzwischen üppig Gewachsene zu eng geworden. In dieser Spannung zwischen innerkirchlicher Lebendigkeit und dem kanonischen System liegen wohl noch sehr, sehr schmerzliche Bewährungsproben vor uns, wie die horizontalen und vertikalen Konflikte und Polarisierungen belegen. Die meisten innerkirchlichen Querelen haben dabei nur wenig mit Theologie zu tun, aber viel mit Psychologie und mit der Art und Weise, wie miteinander umgegangen wird. An den neuen

⁴ H. Meesmann, Besseres Image, doch wenig Vertrauen, in: Publik-Forum 18 (2006), 44.

menschlichen Potenzialen in Kirche und Theologie liegt es nun, sich nicht beleidigt und wehleidig zurückzuziehen oder ihren eigenen Versuchungen zum Klerikalismus zu erliegen, sondern durch menschlich wie spirituell glaubwürdige eigene Praxis den Mut zum langen Atem zu erproben und die Glaubwürdigkeit der Kirche mitzutragen.

Dabei ist an jene Frauen und Männer zu denken, die nicht im offiziellen kirchlichen Dienst stehen oder zum Teil auf Distanz gegangen oder geraten sind. Wie viele haben – wie schon erwähnt – neben der theologischen, religionspädagogischen und pastoralen Ausbildung durch ein Zweitstudium Zusatzqualifikationen erworben und sich in einem zivilen Beruf etabliert. Dort geschieht auf der Basis des persönlichen Engagements und der theologischen Kompetenz oft viel mehr Seelsorge – wenn auch in den unterschiedlichen professionellen Gebieten –, als man ahnt. Wenn z.B. eine Theologin als Psychotherapeutin tätig und für die Sinnsuche und Probleme der Menschen offen ist, mit einer wachen Aufmerksamkeit die spirituelle Dimension einbringt und solchen Menschen Wege aus dem Banne der Vergeblichkeit weist, dann kann man sich darüber nur freuen und für solche Berufungen nur dankbar sein, auch wenn sie nicht in Statistiken aufscheinen.

In diesem Sinn tragen die sog. Laientheolog/inn/en das Christsein im ganz gewöhnlichen Humus des gesellschaftlichen und persönlichen Alltags mit. Dabei wird die Kirche lernen, dass der Weinberg Gottes alle Menschen sind. Der Weinberg Gottes ist viel größer als die eigenen kleinen Gärten, aber auch viel spannender als all die

innerkirchlichen Schrebergärtchen, die oft über Gebühr in Beschlag nehmen. Durch solches Engagement und durch solche Berufungen kommt die Kirche nicht nur auf die Welt, sondern sie kommt letztlich ihrer eigenen Berufung nach und überwindet jene Hürden, mit denen sie sich selber im Wege steht.⁵

Die Vision von diesen auch begeisterten Vorgängen in und zuhanden der Kirche erinnern an die Bildung des Katholizismus im 19. Jahrhundert. Auch damals trat die Kirche den Rückzug in die eigenen Binnenräume an, der im Antimodernismus zu einer Selbstverwundung der Kirche führte. Aber der Katholizismus mit seinen Vereinen und Organisationen in religiösen, karitativen, bildungspolitischen und publizistischen sowie politischen Bereichen wurde zu einer eindrucksvollen Brücke zwischen damaliger Zeit und Kirche. Die Kirche erhielt damals einen Zukunftsschub und gesellschaftlichen Anschluss. Sind Parallelen zu heute erkennbar?

Das Potenzial der sog. Laientheolog/inn/en und der neuen pastoralen sowie kirchlichen Dienstträger/innen könnte eine der Bedingungen dafür sein, dass die Kirche in ihrer internen Gestalt und in ihrem pastoralen Handeln pluralistisch wird und dafür partizipatorische Instrumente erprobt und in Erfahrung bringt. Eine auf den Klerus allein zentrierte Kirche hat viele gesellschaftliche Säulen und tragende Elemente verloren. Und siehe da, ungeplant und von keiner weitsichtigen Kirchenleitung gerufen hat Gott gleichsam vorgesorgt: die vielen Frauen und Männer mit theologischen und anderen Kompetenzen im freiwilligen Engagement und in kirch-

⁵ Vgl. dazu: L. Karrer, Kirche unter Sparzwang. Ende von Visionen? Anstoß zu Visionen? In: M. Heimbach-Steins/H.G. Schittler (Hrsg.), „... nicht umsonst gekommen“, Münster 2005, 23–40; ders., Laientheologen und -theologinnen als prophetische Impulsträger einer aufbrechenden Kirche, in: B. Pittner u.a. (Hrsg.), Zeiten des Übergangs, Leipzig 2000, 379–393.

lichen Berufen. Der Kirche sind damit Ressourcen für die Zukunft eröffnet. Und es zeigt sich wieder einmal, dass in Krisen und Umbrüchen die Impulse für Lösungen und neue Wege meist schon mitreifen; das Rettende ist schon da. Dafür sollten wir miteinander einen prophetischen Blick schärfen. In diesem Sinn kann man der Kirche nur wünschen, dass die Stunde der sog. Laientheolog/inn/en nicht vorbei ist, sondern erst recht beginnt.

III. Leitungspersönlichkeiten in priesterlosen Gemeinden

Bei dieser Frage handelt es sich um ein offiziell verdrängtes Thema. Diese Herausforderung nötigt aber die historisch gewachsene Institution Kirche am intensivsten, sozusagen über ihren eigenen Schatten zu springen. Könnte nicht auch darin ein Wink für die Zukunft enthalten sein, ein Fingerzeit Gottes?

1. Aus dem Alltag einer Gemeindeleiterin

Bevor wir uns auf die heißen Fragen einlassen, seien aus einem „Tagebuch“ einer Gemeindeleiterin einige Passagen vorgelesen: Es wird ein Todesfall gemeldet. Die Gemeindeleiterin nimmt Kontakt mit der Tochter der Verstorbenen auf. Als sie dann auf die Beerdigung zu sprechen kommt, ist die Tochter zutiefst erschüttert: „Halten Sie die Beerdigung?“ – „Ja, denn ich bin Ihre zuständige Seelsorgerin.“ – Dann schreit die Tochter ins Telefon: „Nein, um Himmels willen keine Frau! Meine Mutter

war nämlich eine gläubige Katholikin.“ – Dieselbe Gemeindeleiterin holt in der Kirche die hl. Kommunion, weil sie an ein Krankenbett gerufen wird. Als sie den Tabernakel öffnet, schreit eine Frau, die in der Kirche saß und betete: „Was machen Sie da?“ Die Seelsorgerin antwortet: „Ich bringe Christus zu einem kranken Menschen.“ Darauf murmelte die Frau: „Schade, dass sich der Priester für solche Dinge nicht mehr die Zeit nimmt.“ Erlebnisse, die nicht spurlos vorbeigehen, auch wenn die Gemeindeleiterin damit vorbildlich umzugehen weiß. Sie erfährt aber auch, dass die Leute sagen: „Das haben Sie schön gesagt, Frau Pfarrer.“⁶ Sie erlebt vielfach die Freude der Leute darüber, was nun in der Kirche alles möglich sei. Natürlich gibt es auch einige Pfarreiangehörige, die sie „am liebsten zum Kuckuck schicken wollen, gerade weil sie eine Frau ist“. Dazu meint sie: „Ich habe gelernt, solche Ausbrüche nicht persönlich zu nehmen. Es sind Menschen, die in einem bestimmten System gefangen sind und nicht mehr mit dem Wirken des Heiligen Geistes zu Rande kommen. Ich bete auch für sie“ (113). Bei einem Dekanatskonveniat kam die Diskussion auf Berufung; und sie wurde von einem priesterlichen Mitbruder daran erinnert, dass sie dazu nichts beizutragen hätte, „denn sie sei ja eine Frau“. Ihr Dienst als Gemeindeleiterin erfüllt sie mit großer Begeisterung, aber sie weiß auch darum, dass ihr Dienst letztlich eine „Notlösung“ ist. „Ich muss Aufgaben übernehmen, die eigentlich an das kirchliche Amt gebunden sind und dementsprechend die Weihe voraussetzen. Als Bezugsperson bin ich Vorsteherin einer Gemeinde und leite diese auch. Deshalb

⁶ Pia Gadenz, Was meinen Sie, Frau Pfarrer?, in: R. Liggensstorfer/B. Muth-Oelschner (Hrsg.), (K)Ein Koch-Buch. Kirche der Hoffnung. Festschrift Bischof K. Koch, Fribourg 2000, 190–194, hier 192.

spende ich sinnvollerweise das Sakrament der Taufe und vollziehe die Assistenz bei der kirchlichen Trauung ... Ich habe dazu das Einverständnis meines Bischofs.“ „Ich habe mir zu Beginn meiner Amtszeit Gedanken gemacht, welchen Platz ich in den liturgischen Feiern, besonders aber in der Eucharistiefeier ... einnehmen muss. So ist es bei uns üblich, ja selbstverständlich, dass ich als Gemeindeleiterin meine Pfarreiangehörigen im Gottesdienst begrüße, bevor der Priester die liturgische Eröffnung vollzieht. Ich predige nicht nur, sondern wende regelmäßig die Form einer Homilie an. Die Gabenbereitung führe ich mit den Ministranten aus, d.h. ich stelle die Hostienschale auf den Altar, fülle den Weinbecher und stelle ihn auch auf den Altar. Das Hochgebet spreche ich zwar nicht mit, leite aber die Akklamationen, übernehme den Part eines Diakons („Geheimnis des Glaubens“ und „Gebt einander ein Zeichen des Friedens“) und spreche die Einleitung zum „Vater unser“. Am Schluss vermelde ich die Mitteilungen, d.h. mache auf das Pfarreileben in der kommenden Woche aufmerksam und verabschiede dann die Gemeinde mit einem persönlichen Wort. – Mein Platz ist zudem neben dem Priester, bei den Sedilien. Auch am Altar stehe ich neben dem Priester ... ich suche die Lieder aus, verhandle mit den Organisten, führe die Lektoren ein und bestimme den Gottesdienstablauf“.⁷ Eindrucksvoll schreibt sie in der Festschrift für Bischof Kurt Koch: „Vieles darf ich machen ... Und doch darf ich nicht alles machen. Ich darf zwar beichten, nicht aber die Beichte abnehmen. Ich darf Eucharistie feiern, nicht aber dieser vorstehen. Ich darf Anteil haben am priesterlichen Amt aufgrund meiner Taufe und

Firmung, nicht aber geweiht werden. Und trotzdem bin ich heilfroh, dass ich meinen Dienst nicht definieren muss aufgrund von dem, was ich machen darf und was nicht. Nichts darf ich eigentlich *machen*, vieles aber *tun* im tiefen Wissen, dass all das, was ich tun darf, großartig, spannend und heilig ist“ (191). Ihre persönliche Schlussfolgerung: „Ich liebe meinen Beruf. Könnte ich nochmals wählen, ich würde an die Uni gehen, Theologie studieren und Seelsorgerin werden“ (193). Damit ist das Problem klar markiert. Für die offizielle Kirche und vermutlich für manche in dieser Festgemeinschaft stehen einige Fragen an. Oder anders gefragt: Was könnten wir lernen?

2. Berufungen sind geschenkt

Oft wird von offizieller Seite zum Gebet an den „Herrn der Ernte“ aufgerufen, Arbeiter in seinen Weinberg zu senden. Der Priestermangel ist ein großes Problem. Papst Benedikt XVI. lässt dazu im Freisinger Dom (14. September 2006) seine Zuhörer wissen: „Berufungen lassen sich durch gezieltes Management nicht machen“.⁸ Man könne den Herrn nur bitten, die Menschen aufzurütteln.

– Management ist im zuständigen Rahmen sehr hilfreich und nötig, aber keine Perspektive oder gar eine Vision für die Lösung des Priestermangels. Auch die regionalisierten Seelsorgekonzepte wie Seelsorgeeinheiten oder die Zusammenlegung von mehreren Pfarreien sind wohl kaum Spuren zu einem neuen pastoralen Frühling, auch wenn man partizipative Kooperation grundsätzlich – aber auf allen Ebenen – nur bejahen kann. Fragwürdig

⁷ Aus einem Vortrags-Manuskript.

⁸ Süddeutsche Zeitung, 15.9.06, 11.

ist indessen, dass McKinsey, Bilanzzahlen und die bemühten Sparmaßnahmen, also Priesterangel und Geldangel viel rascher Pastoralpläne ausgelöst haben als eine weitsichtig planende Kirche, Synoden oder gar die Theologie. Wo findet die Prophetie bei all diesen Schritten in die Zukunft ihre Chance?

– Eine weitere Frage betrifft die Berufung. Man lässt um genügend Priester beten. Alle sollen sich bewegen: die Gläubigen, die noch verbliebenen Priester, selbst Gott. Nur die Entscheidungsträger der Kirche bewegen sich nicht, beharren auf ihrem Standpunkt und deklarieren Gott ihre Bedingungen. Und sie vertagen damit ihre amtlichen Hausaufgaben zum Nachteil für die Pastoral der Kirche.

Leider wird darob übersehen, wie viele Berufungen der Kirche zur Zeit geschenkt sind. Natürlich wird es für die Kirche insgesamt nicht leichter. Die Probleme werden nicht weniger, sie wären aber authentischer und näher im Leben daheim.

3. Theologische Vergewisserung: in jedem quantitativen Teil ist qualitativ die ganze Kirche präsent

Theologisch stellt sich die Frage, wer Subjekt der kirchlichen Vollzüge und ihrer Dienste ist. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sei daran erinnert, dass Thema und Subjekt ekklesialen Handelns wie kirchlicher Probleme nicht nur einzelne Amtsträger sind oder die Macht faktischer Notstände. Subjekt des Lebensplanes Gottes mit uns Menschen ist die ganze Kirche am Ort, die Gemeinde im Verbund mit dem Bistum und der Weltkirche.

Volk Gottes wird die Kirche dadurch, dass sie das Reich Gottes verkündet (Lk 9,60b) und als Glaubensgemeinschaft zusammenkommt (Martyria). Kirche wird

Volk Gottes, wenn sie aus dieser geschenkten Hoffnung heraus helfend zu den Menschen in Not und zu den Opfern individuellen und gesellschaftlichen Unrechts geht und sich als prophetische Solidargemeinschaft erweist (Diakonia). Ein Wesensvollzug des Volkes Gottes ist auch, dass es in verschiedenen Formen gottesdienstlichen und sakramentalen Feierns zusammenkommt (Liturgie). Diese Vollzüge sind nicht Aktionen von Einzelnen. Vielmehr geht man in ihnen aufeinander zu, um in gegenseitiger Verbundenheit in diese Vollzüge und Grundgesten einzugehen und aus ihnen zu leben (Koinonia). Vor aller Differenzierung der Dienste und Kirchenordnungen ist es *das*, was qualitativ in jedem Teil der Kirche das Ganze in ihrer theologischen Tiefe ausmacht.

4. Gemeindeleitung: nur pragmatische Teillösungen?

Ob Gemeindeleitung nun individuell oder kollegial wahrgenommen wird, sie beinhaltet die Verantwortung für die *Communio* (Koinonia) im Vollzug aller drei Grundgesten: Martyria, Diakonia und Liturgia. Die christlichen Gemeinden brauchen Leitung, die das Gemeindeleben sammelt und mit den anderen Ortskirchen vernetzt. Von Kooperation auf übergemeindlicher Ebene ist erst dann sinnvoll zu reden, wenn die Ko-Existenz die Existenz voraussetzt und trägt.

Es stellt sich die Frage nach der Wertung und Einstufung der Grundvollzüge und von Koinonia, wenn Priesterangel nur auf die Liturgie bezogen würde. Je weniger für die Wesensvollzüge der Kirche Priester zur Verfügung standen, desto mehr suchte man durch Aufteilung der Aufgaben, soweit die Priesterweihe nicht Voraussetzung ist, theologisch, katechetisch und

pastoral gebildete Frauen und Männer mit kirchlichen Diensten und Ämtern zu betrauen, um entstehende Lücken in den Gemeinden zu füllen und Seelsorge zu garantieren. Not macht erfinderisch, führt aber auch zu pragmatischen Not-Konzepten. Weil inzwischen stilvolle Vorlagen z.B. für Wortgottesdienste mit Kommunionfeiern vorliegen und sich die Gemeinden an die neuen Gottesdienstformen gewöhnen, merkt man den Verlust der Eucharistie oft gar nicht mehr. Der „By-pass“ (Dietrich Wiederkehr) hat eine so stimmige Form angenommen, dass das ursprüngliche „Blutgefäß“ nicht mehr vermisst wird.

5. Verlust der sakramentalen Tiefe

Je mehr mit Notkonzepten und mit Gemeinden ohne eigenen Pfarrer am Ort gerechnet wird, umso stärker regt sich (noch) die Sorge, ob die Sakramentalität der Kirche verloren gehe.

Diese Sorge ist sehr ernst zu nehmen. Aus der Tradition hat sich ergeben, dass die Kirche ihre Dienste, vor allem die sakramentalen Handlungen, an die Ordination (Ausrichtung) gebunden hat. Das eindrückliche Symbol der Handauflegung bezeichnet diese Indienstnahme in einem ergreifenden Ritual.

Von den vielen Berufungen (Subjekten der Seelsorgerrollen) und von der pastoralen Situation her stellt sich an die Institution Kirche die Frage, ob sie die theologischen Grundsätze und die Eucharistie als Quelle und Höhepunkt allen christlichen und kirchlichen Lebens (LG 11, SC 10) ernstnimmt, wenn sie nicht alles tut, um diesen sakramentalen Dienst zu vollziehen.

Es ist eine situative Gehorsampflucht der Kirchenleitung, dem Volk Gottes bzw. den Gemeinden auf Dauer den vollen sakramentalen Lebensvollzug zu ermöglichen.

Man opfert im Moment, was in die Zukunft hinein vielmehr zu retten ist. Vergiftend ist zur Zeit nicht die Hilflosigkeit und das Zaudern, wie die impliziten Fragen und Probleme gelöst werden sollten, sondern die Blockierung der Diskussion darüber, was in der konkreten Situation der Geist den Gemeinden sagen will.

6. Mut zu Lösungsversuchen

Wie immer Wege aus dieser bedrückenden Lage gesucht werden, die aus der Not geborenen Lösungsversuche reiben sich an gesamt kirchlichen Rahmenbedingungen. So haben wir also Gesetze, wonach Gemeinden sterben sollen oder die Pastoral in vergrößerten Pastoralräumen zur administrativen Versorgung verkrustet. Die „Laien“ in kirchlichen und pastoralen Berufen empfinden sich in der Rolle von geduldeten Gastarbeitern, die kanonisch nicht dürfen, was sie pastoral sollten. Das sind natürlich Quellen für viele Verletzungen und für spirituelle Belastungen. Theologisch und pastoral ist dies auf Dauer keine nachhaltige Lösung. Bei der Frage der Gemeindeleitung ist zu sagen, dass die Stunde der Laientheologen und Theologinnen und der Diakone in der Gemeindeleitung als saisonale Nothelfer vorbei sein sollte. Aber sie werden für die Kirche zu einer Dienstanweisung, den Weg nicht nur halb zu gehen, sondern ihn konsequent weiter zu verfolgen. Die Berufungen und kompetenten Leute sind da. Insofern ist es doppelt widersprüchlich, diese Anfrage an die Kirche spekulativ auszusitzen.

Sonst ist zu befürchten, dass sich das (noch) wache und die Sakramente suchende Volk Gottes auf Dauer selber holt, was ihm die „Hirten“ vorenthalten. Das führt leider zur schismatisierenden Selbsthilfe. Vielleicht spricht man dereinst von einer

„sanatio in radice“, von einem „pneumatischen Naturrecht“ oder von der theologischen Erklärung: *Ecclesia supplet*.⁹ Niemand, dem die Kirche am Herzen liegt, kann das wünschen wollen.

Für die Hörbereitschaft, sich umsichtig in einem konziliaren und synodalen Prozess suchend, analysierend, ringend und streitend, aber auch betend und zuversichtsvoll diesen Fragen zuzuwenden, hat die Kirche mit ihren Entscheidungsträgern alle theologische Kompetenz. Auf der Basis der biblischen und dogmengeschichtlichen Forschung und Diskussion ist von der theologischen Ermächtigung auszugehen: Die Kirche hat einen größeren Spielraum und Freiheitsradius, ihre Sozialformen und Dienstordnung zu gestalten und zu strukturieren, als die augenblickliche Ordnung (Episkopat – Presbyterat – Diakonat) erkennen lässt und als die Kirche sich selbst offiziell zugesteht.

Der Sinn all dessen, was Kirche ausmacht, liegt doch darin, dass in den Herzen der Menschen Glaube, Hoffnung und Liebe gesät und fruchtbar werden können. Der Sinn aller kirchlichen Dienste erfüllt sich darin, dass für die Menschen Glaube, Hoffnung und Liebe möglich werden. Er erfüllt sich darin, dass es geschieht, dass Kirche sich ereignet. Was geschieht, gehört allen. Das ganze Volk Gottes ist Subjekt der Kirche, letztlich auch der Seelsorge.

So wandelt sich auch hier das Fragezeichen hinter der Frage nach den Leitungspersonlichkeiten in priesterlosen Gemeinden in ein Ausrufezeichen, denn Gemeindeleitung in priesterlosen Gemeinden ist ein Widerspruch in sich. Es ist die Herausforderung, den faktischen Gemeindeführer/innen die volle Kompetenz zuzuweisen, sie also durch die Ordination zum

Dienst zu bevollmächtigen. Auch dies zeigt wieder, dass das Problem in letzter Konsequenz eine Frage an die Kirche und ihre Bereitschaft ist, zu hören, was der Geist den Gemeinden sagt.

IV. „Du aber geh und verkünde das Reich Gottes“ (Lk 9,60b)

1. Welche Kirche wollen wir?

Patentrezepte gibt es allerdings nicht. Entscheidend bleibt aber bei allen Kirchenängsten und Kirchenfreuden die Frage nach der Vision von Kirche in der heutigen Zeit. Es kann nicht einfach um strukturelle Schönheitschirurgie an der Kirche gehen, auch wenn Reformen um der Glaubwürdigkeit willen dringlich sind.

Seelsorge ist in der konkreten Praxis ein höchst vielfältiges und oft unübersichtliches Kommunikationsgeschehen, eine Begegnung zwischen Menschen, wo Gott zur Sprache kommen kann und zur Erfahrung werden darf. Dem dient eine Kirche bzw. eine Gemeinde, die für die Menschen offen ist und in der Gott durchscheint. Deswegen ist es unverzichtbar, dass Kirche in solidarischen Gemeinden und Gemeinschaften erfahrbar wird.

Diese Dimension der Hoffnung darf von den Kirchensorgen nicht übertönt oder gar erstickt werden. Sonst verlören die noch so gut gemeinten Anstrengungen ihre Tiefe, ihre Seele.

2. Wir selber sind der Weg in die erhoffte Zukunft

Zeiten des Umbruchs und des Neubeginns leben von Visionen und Perspektiven, die

⁹ Vgl. dazu schon die Hinweise in meinem Beitrag: Diakone und „Laien“ in der Pfarrer-Rolle, in: *Diakonia* 23 (3/1992), 184–189.

langen Atem gewähren. Je länger sich aber die Zeit hinzieht, die Disparatheit und die widersprüchlichen Erfahrungen, die Verzagtheit im eigenen Herzen und die Widerstandskraft auch des Systems gegen Reformen Mühe bereiten, braucht es so etwas wie den Mut zur unverdrossenen Treue. Gemeint ist, dass wir dem *Anliegen* treu bleiben, auch wenn sich unsere ursprünglichen Nah-Erwartungen nicht so schnell erfüllen, wie einst erwünscht. Der Erfolg hat keinen Treueeid geschworen. Die Treue gilt nicht zuerst dem Erfolg unserer Anliegen, sondern dem Anliegen selber. Vielleicht denkt man auch allzu sehr in Kategorien von Erfolgsvorstellungen und einer volkskirchlichen Pastoral des üppigen Erntens. Aufgetragen ist aber das Säen; über die Ernte können wir letztlich nicht verfügen. Der Mut zum Wagnis und zur unverdrossenen Treue rechnen mit den Realitäten – bei sich selber, bei der Institution Kirche, in den Gemeinden; sie stellen sich der Wirklichkeit, geben aber nicht bei ihr auf noch gehen sie in ihr auf.

Vielleicht wird dann auch ans Licht kommen, ob die Wege Gottes manchmal ganz anders verlaufen als alles Bemühen und auch notwendige Pläne. Das Subversivste für die Kirche der Gegenwart ist doch, dass wir sie in ihrer christlichen Dimension lieben. Dann dürfen wir auch die konkrete Ekklesiogenese ins 21. Jahrhundert mit Zuversicht, Freude und bei allem Ernst des Lebens auch mit Humor erwarten. Dann dürfte nicht Angst die Stunde der Kirche beherrschen. Die neuen pastoralen und theologischen Berufungen sind

nicht die Heiligen der letzten Tage, aber ein geschenkter Hinweis an die Kirche, sich selbst zu wagen im Vertrauen auf die Menschen und in allem letztlich auf Gott. In diesen Wandlungsprozessen mit ihren Krisen zeigt sich das Heilende auch schon, denn die Kirche ist nicht nur das Problem, sondern auch Teil der Problemlösung.

Wann immer es sich um wesentliche Prozesse und Entscheidungen im Leben handelt, bezahlt man mit sich selber. Es liegt an uns bzw. an den Menschen vor Ort, uns in der Verbundenheit gemeinsamer Sorgen nicht gegenseitig allein zu lassen, sondern in der Verbindlichkeit gemeinsamer Anliegen miteinander den Weg der Kirche in die Zukunft zu gestalten. Dann kann es sich schenken, dass wir das Feuer und die Glut hüten, die in der gemeinsamen Berufung eingelagert sind. Einen billigeren Weg in die Zukunft unserer gemeinsamen Hoffnungen und Wünsche für die Kirche und letztlich für die Menschen und ihre Welt ist nicht zu sehen. Es gilt auch heute das Wort an Abraham: „Brich auf ... und sei ein Segen“ (vgl. Gen 12,1).

Der Autor: Leo Karrer, geb. 1937, ist Professor für Pastoraltheologie an der Universität Freiburg in der Schweiz. Zahlreiche Publikationen, darunter: *Aufbruch der Christen. Das Ende der klerikalen Kirche*, München 1989; *Wir sind wirklich das Volk Gottes! Auf dem Weg zu einer geschwisterlichen Kirche*, Freiburg/CH 1994; *Die Stunde der Laien. Von der Würde eines namenlosen Standes*, Freiburg i. Br. 1999.